



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

c: Goethe und der Goethebund

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Kaiser Wilhelm mit vieler Mühe die Zustimmung abgerungen wurde, und die den Zweck hatte, einerseits für die Betreibung des deutschen Unterrichts mehr Zeit zu gewinnen, andererseits — und das war ihre bedeutendere Wirkung — im Verein mit andern politischen Maßnahmen der polnischen Agitation und den polnischen Lehrern endlich einmal klar zu machen, daß es der Regierung mit der Germanisierung der Volksschule Ernst sei, und daß sie von der Forderung, daß die polnischen Kinder deutsch lernen, nicht abgehn werde.

(Schluß folgt)



## Goethe und der Goethebund

Die Resultate der Philosophie, der Politik und der Religion sollen billig dem Volke zu gute kommen, das Volk selbst aber soll man weder zu Philosophen, noch zu Priestern, noch zu Politikern erziehen wollen. Es taugt nichts!

Goethe zu Fall.



an ist in unsern Tagen zwar gewohnt, daß zu Reklamezwecken ein berühmter Name einer Sache beigelegt wird, mit der er nichts zu thun hat, so wenn eine Cigarre nach Bismarck, ein Gasthaus nach Schiller benannt wird; aber bei dem unter dem Namen „Goethebund“ gegründeten Verbands dürfte es doch von Interesse sein, sich die Frage vorzulegen: welche Beziehungen zwischen Goethe und dem Goethebund bestehen, und was wohl Goethe von diesem Bunde gedacht hätte.

Der Goethebund ist aus der Bewegung gegen die sogenannte Lex Heinze entstanden, wenigstens äußerlich; innerlich war er nach der Angabe vieler seiner Mitglieder längst vorhanden in Gemüthern, die nur des äußern Anstoßes bedurften, sich in der so beliebten Form eines Vereins zusammenzuschließen. Von der Lex Heinze, wie von aller Politik, verstehe ich fast gar nichts; und von Goethe habe ich gelernt, daß man über Dinge, die man nicht versteht, nicht sprechen, noch weniger schreiben soll. Nur eins weiß ich in dieser Sache: es liegen in der Richtung, in der der Gesekentwurf zu wirken versuchte, Mißstände vor. Wenn, wie mir ein Geistlicher in einer größern Stadt sagt, es heutigentags dort schwer fallen dürfte, unverdorbnen Knaben von dreizehn Jahren zu finden, und wenn sich die Altersgrenze der Verdorbenheit immer weiter nach unten verschiebt, so ist das ein seelischer und körperlicher Mißstand, eine schwere Gefahr, deren Beseitigung jeder Gutgesinnte wünschen müßte. Es

Ist mir nun aufgefallen, daß in keiner der Protestversammlungen, wenigstens soweit ich die Berichte gelesen habe, das Vorhandensein einer derartigen Gefahr anerkannt worden ist. Ist das Unehrlichkeit? Parteileidenschaft? Unkenntnis der Verhältnisse? Unmöglich kann doch jemand, der mit offenem Blick durchs Leben geht, das Vorhandensein solcher Mißstände übersehen haben. Oder glauben die Herren, daß die Altstudien, die so massenhaft in Witzblättern angezeigt werden, für künstlerische Zwecke angeboten werden, daß die Kaufleute, die Auditäten ausstellen, dies thun, um die vorübergehende Jugend und das vorübergehende Alter zum Verständnis der Schönheit im Sinne Goethes zu erziehen? Die Schaufenster haben ja in der Sache eine große Rolle gespielt. Man war tief entrüstet, daß einem Münchner Kunsthändler das Ausstellen eines Böcklinschen Bildes verwehrt werden sollte; warum gehn die Leute, die sich vor den Schaufenstern drängen, nicht ein paar Schritt weiter und sehen sich in der Schackgalerie — gratis — die Böcklinschen Originale an? Und wieviel Münchner gehn in die Alte Pinakothek, in der doch auch ganz nette Sachen hängen? Der Kampf für die Schaufenster ist einfach lächerlich. Wenn sämtliche Schaufenster geschlossen würden, so würde das für Kunst und Kunstverständnis vollkommen belanglos sein; man braucht sich nur die Leute vor den Schaufenstern zu betrachten, und man wird dies einsehen. Also es sind Mißstände vorhanden; ob das geplante Gesetz dazu beigetragen hätte, sie zu beseitigen, ob es nicht gelegentlich gegen echte Kunst hätte verwandt werden können — diese zu erkennen, sind Polizeibeamte so wenig befähigt wie manche Ästhetiker —, das ist eine andre Frage, die ich nicht zu beantworten vermag.

Mit Goethe allerdings war in solchen Dingen nicht zu spaßen. Er hielt darauf, daß in Gegenwart von Kindern und Frauen nichts Unschickliches verhandelt werde, und so frei er sich in seinen Werken und gegenüber Freunden äußerte, im Weimarer Staat hielt er darauf, daß das Volk nichts Unanständiges zu hören und zu sehen bekam; denn er wußte, daß ein hoher Standpunkt, ein geläutertes Kunstverständnis dazu gehört, zum Beispiel in sexuellen Verhältnissen das wissenschaftlich oder ästhetisch Bedeutsame zu erkennen. Bücher, wie einige der Protestleute sie veröffentlicht haben, hätten zur Zeit Goethes, der über ein Gedicht wie Bürgers „Frau Schnips“ entrüstet war, in einer Weimarer oder Jenerser Offizin nicht gedruckt werden dürfen, Versammlungen wie die Protestversammlungen nicht stattfinden dürfen. Sozialdemokraten, an denen der Goethebund vermutlich keinen Mangel hat, wären Goethe nicht über die Schwelle gekommen; Stücke, wie einige der Protestleute sie geschrieben haben, hätten unter seiner Direktion auf dem Weimarer Theater nicht aufgeführt werden dürfen, wo „alles Schreckliche, Greuelhafte und die gute Sitte Verletzende ein für allemal ausgeschlossen“ war, um nicht „Schauspieler und Publikum zu verderben.“ Kurz, Sittlichkeit, Staat und Kirche galten ihm als unantastbar, und von dieser Forderung ist er sogar einem Genie wie Lord Byron gegenüber nicht abgegangen. Seine Ansichten über

die Ehe wurden mit zunehmendem Alter immer strenger. Über Pressfreiheit dachte er derart, daß selbst der ihm so ergebne Kanzler von Müller nach einem Gespräch in sein Tagebuch schreibt: „Es ist mit Goethe hierüber in der That nicht zu streiten, da er viel zu einseitig und despotisch sich ausspricht.“

Es scheint nun auch, daß eine Anzahl Leute, die sich sonst begeistert um Goethes Fahne scharen, dem Goethebund fern bleiben. Ich stelle mir vor, daß diese Leute etwa so denken: Es ist uns widerwärtig, daß Goethes Name als Aushängeschild für eine Sache gebraucht wird, die so wenig im Sinne des Meisters ist. Es ist uns widerwärtig, daß dies zum Teil durch Leute geschieht, die Goethe nicht kennen, zum Teil durch solche, die ihn nicht verstehen, ja zum Teil durch solche, die Goethen ein Greuel gewesen wären. Man soll ihn weglassen aus dem politischen Gezänk, dem Tageslärm, ihn nicht als Sturmbock benutzen, sondern als Erzieher, wozu erforderlich ist, daß man ihn studiert.

Man studieren — wieviel Mitglieder des Goethebundes das wohl gethan haben? Um Goethes Persönlichkeit zu erkennen, muß man seine Gespräche lesen; manche Seiten von ihr sind aus den Werken allein nicht zu erkennen. Es ist meine heilige Überzeugung, daß von hundert Mitgliedern des Goethebunds nicht einer die Goethischen Gespräche gelesen hat. Mit der Kenntnis der Goethischen Werke, Tagebücher und Briefe dürfte es so bestellt sein wie bei den Mitgliedern des Giordano-Bruno-Bundes mit der Kenntnis der Giordano Brunoschen Schriften und bei den Gästen des Café Schiller mit der Kenntnis der Schillerschen.

Bei einzelnen Mitgliedern des Goethebundes ist die Goethekenntnis und die edle Absicht über allen Zweifel erhaben. Solche Mitglieder dürften jedoch in einem holden Wahn über viele ihrer Vereinsbrüder sein. Überhaupt möchte ich den Mitgliedern raten, nicht zuviel zusammen zu sprechen, und wenn sie zu einer Konversation genötigt sind, sich über das Wetter zu unterhalten, da sie sonst einander an die Köpfe geraten werden. Auch empfiehlt sich bei Versammlungsreden möglichste Allgemeinheit, da sich sonst bald herausstellen würde, daß es kaum irgend einen wichtigen Gegenstand giebt, worin die verschiedenartigen Elemente übereinstimmen, und daß sich viele Mitglieder gegenseitig einfach ein Ekel sind. Von Heyse, der dem Münchner Goethebund beigetreten ist, wissen wir, daß er Goethe liebt und kennt, von Hans Thoma, der Sympathien für den Bund gezeigt hat, daß er ein echter Künstler ist. Von andern Mitgliedern wissen wir aber, daß sie Goethe nicht kennen, und daß sie Pseudokünstler sind, eben solche Schädlinge, wie die Lex Heinze sie bekämpfen wollte, daß sie also in dieser Sache, in der sie die Angeklagten sind, nicht zugleich Richter sein können, und daß sie nicht befähigt sind, die Angemessenheit des Namens „Goethebund“ zu beurteilen. Die wirklichen Goethekenner würden sich bei näherer Bekanntschaft mit ihren Bundesbrüdern vornehmen wie Götz von Berlichingen unter seinen Mordbrennern.

In seinen Gesprächen hat sich Goethe so umfassend und allseitig ausgesprochen, daß es nicht zweifelhaft bleiben kann, wie er über den Goethebund

gedacht hätte. Wir wollen ihn einfach reden lassen und dabei natürlich außer den Gesprächen auch sein Leben, seine Werke, seine Briefe und autobiographischen Äußerungen berücksichtigen. Ob Goethes Anschauungen richtig waren, ist eine andre Frage; jedenfalls verdienen sie, in dieser Sache gehört zu werden.

Daß er im allgemeinen nicht der Ansicht war, es könnte durch derartige Verbindungen viel erreicht werden, ist bekannt. Als ihm in seiner Jugend Shakespeares Größe aufging, und er sich auflehnte gegen die Regeln des französischen Klassizismus, gründete er nicht einen Shakespearebund, sondern schrieb Gög von Verlichingen. Als sich ihm später Calderons Zauberwelt erschloß, gründete er nicht einen Calderonverein, sondern suchte Calderon auf der deutschen Bühne einheimisch zu machen und besprach sich mit ausgesuchten Personen über die Welt des spanischen Dichters, in die er auf jede Weise einzudringen suchte. Überhaupt hat er, wenn ihn eine neue große Idee erfaßte, mit geeigneten Freunden die Sache besprochen und gesucht, im Verein mit ihnen der neuen Idee zu praktischer Geltung zu verhelfen. Sich zu solchen Zwecken mit beliebigen Leuten zu vereinigen, hat ihm immer fern gelegen. Und nicht nur für seine Person, auch an andern war ihm jedes derartige tumultuarische Beginnen zuwider; er wußte, daß eine unverstandne oder halbverstandne Sache nicht dadurch verständlich wird, daß viele zusammenkommen, die sie nicht verstehn. „Die andern habe ich schwagen lassen, und ich habe gethan, was ich für gut fand. Ich übersah meine Sache und wußte, wohin ich wollte. Hatte ich als einzelner einen Fehler begangen, so konnte ich ihn wieder gut machen, hätte ich ihn aber zu dreien und mehreren begangen, so wäre ein Gutmachen unmöglich gewesen, denn unter vielen ist zu vielerlei Meinung.“ Hätte Goethe aber gar unser Zeitalter des Verkehrten erlebt, mit seiner gesteigerten Öffentlichkeit, die oft nichts ist als verminderte Innerlichkeit, so hätte er manches nicht salonfähige Beiwort auf die gewohnheitsmäßigen Vereinsmitglieder angewandt.

Ferner war Goethe ein „Todfeind von Wortschällen.“ Er würde in unsern Tagen wohl Sympathie für Vereine haben, die sich ein greifbares Ziel auf dem Gebiete der Volkserziehung setzen. Auch der Vorschlag von Ferdinand Avenarius, von Staats wegen gute Bücher billig zu verbreiten, hätte ihm vermutlich gefallen. Hingegen ein Verein, der sich, ursprünglich aus negativen Tendenzen entstanden, auf vage Allgemeinbegriffe wie „geistige Freiheit“ gründet, unter denen sich alle Mitglieder etwas verschiednes, gelegentlich auch gar nichts denken, wäre ihm ein Greuel gewesen.

Auch hatte Goethe über Freiheit so seine Gedanken. Er, der abgefagte Feind aller demagogischen Umtriebe, suchte sie weniger in den äußern Verhältnissen, in der Freiheit von Gesetzen und Polizeiverordnungen, als in der Fähigkeit zur Selbstbeherrschung, zur individuellen Bethätigung unter den nun einmal gegebenen äußern Umständen. Wie es bei manchen Goethebündlern bestellt ist, die die Freiheit nach ihren Begriffen suchen, weiß man. Solche

Leute würden in ihrem Goetheverständnis sehr gefördert werden, wenn sie versuchten, einmal irgend eine Neigung zu Gunsten einer höhern Idee zu überwinden. Sie würden dann auch merken, daß Goethe nicht ein Mensch war, der jedes Gelüft bei den Haaren ergriff, sondern ein Meister in der Selbstbeherrschung, zu deren Studium ihm seine Stellung als Theaterleiter die beste Gelegenheit gab.

„Ein Kampfbund“ soll nach dem Ausdruck eines seiner Führer der Goethebund sein. Das wäre nun wieder nichts für Goethe, den Feind alles Regierens und Opponierens. Das Kämpfen gegen äußere Gewalten war ihm verhaßt, was ihm die deutschen Patrioten des Jahres 1813 schwer verdacht haben. „Wer für die Welt etwas thun will, muß sich nicht mit ihr einlassen.“ Er fand, jeder solle in seinem Beruf, in seinem Wirkungskreis das Beste zu leisten, seine Persönlichkeit zu steigern suchen, mit sich kämpfen, nicht gegen andre. In seinem großen oder kleinen Wirkungskreis, sei es als Kaiser, sei es als Steinklopfer, Positives schaffen, nicht über das Wirken andrer, selbst wenn es tadelnswert ist, schimpfen. Die Politik als das Gebiet, wo man am meisten über Dinge räsonniert, auf die man keinen Einfluß hat, war ihm besonders zuwider; man solle das Regieren denen überlassen, die es gelernt haben und deren Geschäft es ist. Es war eine seiner Lieblingsideen, der er auch im Ansturm der konstitutionellen Forderungen des neunzehnten Jahrhunderts treu blieb, „daß jeder nur darum bekümmert sein solle, in seiner speziellen Sphäre, groß oder klein, recht treu und mit Liebe fortzuwirken, so werde der allgemeine Segen auch unter keiner Regierungsform ausbleiben . . . nicht von außen herein durch Regierungsformen käme das Heil, sondern von innen heraus durch weise Beschränkung und bescheidne Thätigkeit eines jeden in seinem Kreise.“ Nach Goethes Weltanschauung wird auch für die Allgemeinheit am meisten erreicht, wenn der Einzelne die ihm nun einmal zu teil gewordne Stellung nach besten Kräften ausfüllt; daß diese Stelle die ist, an der er geeignet ist zu wirken, und an der er seine Persönlichkeit entwickeln kann, das war Goethes Überzeugung, ja man kann ruhig sagen sein religiöser Glaube. Kurz, Goethe war ein Bild dessen, was man im Goethebund einen „Reaktionär“ nennt.

Einer der Stacheln des Goethebundes scheint gegen die katholische Kirche gerichtet zu sein. Auch in diesem Punkte hätte Goethe einen schlechten Goethebündler abgegeben. Abgesehen davon, daß er jede öffentliche Verunglimpfung einer Religion verabscheute, hat er, etwa von der mittlern Zeit ab, dem Katholizismus immer mehr abgewonnen. In der Italienischen Reise ist diese Wandlung zu beobachten, zu der das Studium der italienischen Kunst sicherlich viel beigetragen hat. „Mit Abneigung“ ließ er auf der Hinreise das Grab des heiligen Franziskus links liegen; den aufmerksamen Lesern der Italienischen Reise kann es aber nicht verborgen bleiben, daß, wenn Goethe sein Weg auf der Rückreise durch Assisi geführt hätte, er an jener Stätte nicht vorübergegangen wäre. Aus dem Jahre 1805 berichtet uns Heinrich Voß: „Bei der Gelegen-

heit hielt er ein schönes Gespräch über die Vorzüge und Nachteile der Reformation und über die Vorzüge der katholischen und protestantischen Religion. Ich gab ihm vollkommen recht, wenn er die protestantische Religion beschuldigte, sie hätte dem einzelnen Individuum zu viel zu tragen gegeben. Ehemals konnte eine Gewissenslast durch andre vom Gewissen genommen werden, jetzt muß sie ein belastetes Gewissen selbst tragen und verliert darüber die Kraft, mit sich selber wieder in Harmonie zu kommen. Die Ohrenbeichte, sagte er, hätte dem Menschen nie sollen genommen werden." Im siebenten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ zieht er gleichfalls eine Parallele zwischen Katholizismus und Protestantismus, die die Unzufriedenheit protestantischer Kreise erregte. In „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ hat er mit tiefstem Verständnis eine zwar nicht katholische, aber echt christliche Persönlichkeit geschildert (eine „Muckerin“ würden viele Goethebündler sie nennen, ein Beinort, dem auch die von Goethe hochgeschätzte streng katholische Fürstin Galizin kaum entgehn dürfte), in dem sechsten Buch nämlich, dessen Blätter in dem Handexemplar so manches Goethebündlers wohl noch zusammenkleben. Goethe wäre ohne Verständnis für das Christentum überhaupt nicht der universelle Geist, den wir in ihm verehren. Er war eine religiöse Natur und vermochte sich die Kunst nicht ohne religiösen Untergrund vorzustellen; daß der Name Christus bei ihm so auffallend selten vorkommt, ist in seiner Abneigung gegen das Ausprechen der tiefsten Mysterien begründet. „Der große Heide“ ist also ein sehr mißverständliches Schlagwort, dürfte aber immerhin das einzige Material sein, das manche Mitglieder des Goethebundes zur Beurteilung von Goethes religiöser Stellung haben.

Nebenbei wollen wir schließlich die Aufmerksamkeit der Goethekenner als auf eins der drolligen Dinge, an denen es beim Goethebund nicht fehlt, auf die Frage lenken: was der Meister wohl zu den litterarischen Produktionen seiner Bündler gesagt hätte? Er, der schon zu seiner Zeit klagte, „daß die Politik und der Realismus jegliche schöne Litteratur und Kunst töteten.“

Es kann nach dem Angeführten kaum zweifelhaft sein, daß Goethe nicht sonderlich erbaut gewesen wäre von seinem Bund, und daß jeder, der sich von ihm erziehen lassen will, Goethe in seinen Werken suchen muß, nicht in diesem Bunde. Unendliches kann man an Goethe haben, wenn man ihn studiert, immer wieder studiert. Man kann von ihm das Sehen lernen, das objektive Schauen von Natur, Kunst und Menschenleben. Man kann handeln von ihm lernen, lernen die Gegenwart benutzen, sich selber und die gegebenen Verhältnisse als Material betrachten, aus dem man etwas möglichst Schönes gestalten soll. Und man kann die große Liebe von ihm lernen, die die ganze Welt umfaßt und alle Strebenden auch ohne äußeres Band zu einer Gemeinde vereinigt, wie sie sich im „Wilhelm Meister“ findet, ganz von selbst, durch die Gemeinsamkeit des Strebens. Dabei wird einem dann zugleich immer klarer, daß das, was nicht zusammengehört, sich scheiden sollte, und die Vereins-

meierei und Clliquenwirtschaft unsrer Tage wird einem zum Ekel. Wer so von Goethe erzogen ist, der wird wünschen, daß möglichst viele Vereine sich auflösen, und nicht, daß neue entstehn.



## Eine Reise von London nach Boulogne im Jahre 1763



Alle Welt ist darüber einig, daß das neunzehnte Jahrhundert der glänzendste Abschnitt in der Geschichte der Technik ist; nur darüber gehen die Meinungen auseinander: welche unter den großen Erfindungen den Preis verdient. Die folgenreichste war unbedingt die Verwertung der Dampfkraft für Arbeit und Verkehr. Fabriken, Eisenbahnen und Dampfschiffe haben die Länder und Völker aneinander gerückt, die äußere Welt förmlich umgestaltet; sie sind noch dabei, auch das innere Wesen der Menschheit zu verwandeln, Freuden und Leiden des irdischen Daseins auf neue Grundlagen zu stellen. Nach tausend Jahren werden die Wirren des Übergangs, die uns heute drücken, abgeschlossen, die neuen Geschlechter glücklicher sein, als wir es waren. Ob sie es dann auch anerkennen? Wir sind entschieden zur Undankbarkeit und zum Pessimismus geneigt und werden über dem berechtigten Streben, weiter zu kommen, der unbedingten Fortschritte, die uns das Jahrhundert der Technik gebracht hat, nicht genügend froh. Zum Beispiel auf dem Gebiet des Reisens. Jeder Großstädter, der es nur halbwegs haben kann, leistet sich seine Sommerfrische im Gebirge oder an der See. Daß er sie braucht, ist freilich ein übel Ding, aber daß er sie unter die selbstverständlichen Lebensgenüsse rechnen darf, bleibt ein Vorzug, um den ihn die Vorfahren beneidet hätten. Lebten die wohlhabenden und auch die untern Kreise des achtzehnten Jahrhunderts bei ihrem beschaulichen Tagewerk in den gartenreichen Städten auch gemüthlicher und gesünder, die Erfrischung in der Ferne, der erhebende Eindruck neuer, fremder Natur und Kultur war eine Ausnahme. Die Minderheit, die „die große Welt“ zu sehen bekam, setzte sich zusammen aus Handwerksburschen, aus Glücksrittern und aus wenigen Spitzen der Gesellschaft. In der Lebensstellung grundverschieden, waren diese Elemente darin auf gleichem Fuße, daß sie alle die Genüsse des Reisens teuer erkaufen mußten. Die armen Reisenden nannte man „Fechtbrüder,“ aber auch die, die sich eines wohlgespickten Beutels erfreuten, die ihren Weg in vier-spänniger Karosse zurücklegen konnten, hatten gegen Widerwärtigkeiten und Unbilden zu kämpfen, von denen der heutige Reisende, wenn er dieselben Strecken im Coupé durchfliegt, nichts ahnt. Die Poeten und Romantiker haben uns vom Reisen in alter Zeit etwas falsche Begriffe beigebracht, das Bild stark idealisiert, und so kann es kommen, daß einer mit Eichendorff oder Niehl im Kopf der zur